

(Nachdruck verboten.)

31]

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Als die Baronin Saccard angstvoll anblickte mit jenem Flimmern in den Augen, das er bei Spielern wohl kannte, da sah er ein, daß auch sie nichts wisse. Eine lauwarme Blutwelle stieg ihm zu Kopfe und durchrieselte ihn mit Wärme.

„Also, Herr Saccard, Sie haben mir nichts zu sagen?“

„Wahrhaftig nichts, gnädige Frau, nichts, was Sie nicht bereits wüßten!“

Er verließ sie und dachte:

„Du bist nicht nett mit mir gewesen, es wird mir Spaß machen, wenn Du tüchtig hereinfällst; vielleicht macht Dich das ein andermal lebenswürdiger.“

Aber wie er sich wieder nach dem Börsenplatze wandte, ging ihm beim Anblick Gundermanns, der in der Ferne aus der Rue Vivienne hervorkam, ein neuer Schauer durchs Herz. So klein er ihm auch in der Entfernung vorkam, — er war es, mit seinem langsamen Gang, seinem aufrecht getragenen erdfahlen Haupt; niemand schaute er an, er schritt wie allein in seiner Königswürde durch die Menge hindurch. Er blickte ihm angstvoll nach und deutete eine jede seiner Bewegungen. Als er Nathansohn auf ihn zuschreiten sah, hielt er alles für verloren. Aber der Coullissier zog sich mit enttäuschter Miene zurück, woraus Saccard neue Hoffnung schöpfte. Der Bankier sah nicht anders aus als gewöhnlich. Plötzlich hüpfte sein Herz vor Freude auf: Gundermann war soeben in den Konditorladen getreten, um für seine Enkelkinder das übliche Nachwerk zu kaufen. Das war ein zuverlässiges Zeichen, nie ging er an einem kritischen Tage hinein.

Ein Uhr schlug es. Die Glocke kündete die Eröffnung des Marktes an. Das war eine denkwürdige Börse, einer jener großen Unglückstage, jener überaus seltenen Haussekrache, deren Andenken legendenhaft bleibt.

In der drückenden Hitze sanken die Kurse anfangs noch weiter, dann erregten plötzlich vereinzelt Käufe Erstaunen, wie einzelne Pflanzerschieße vor Beginn der Schlacht. Indessen waren beim allgemeinen Mißtrauen die Operationen immer noch flau. Die Ankäufe vervielfältigten sich, auf allen Seiten ging es los, in der Coullisse und im Parkett. Bald hörte man nur noch die Stimme Nathansohns unter der Kolonnade, diejenigen von Mazaud, Jacoby und Desarocque im Parkett, welche fortwährend riefen, sie nähmen alle Werte zu allen Preisen. Da ging es wie ein Zittern, ein wachsendes Wogen durch die Menge, ohne daß jemand in der Verwirrung dieser unerklärlichen Umkehr sich vorwagte. Die Kurse hatten leicht angezogen, Saccard fand noch Zeit, Massias neue Aufträge für Nathansohn zu erteilen, ebenso ersuchte er den kleinen Glory, Mazaud einen Auftragszettel zu überbringen, worin er ihn anwies, immer mehr zu kaufen, so daß Glory, der den Zettel gelesen hatte, in einem Anfall gläubiger Zuversicht mit dem großen Mann spielte und für seine Rechnung ebenfalls kaufte.

Und in derselben Minute, um drei Viertel auf zwei Uhr, fuhr mitten in die Börse ein Blitzstrahl: Oestreich trat an den Kaiser Napoleon Venedig ab, der Krieg war zu Ende. Woher kam diese Nachricht? Niemand wußte es, sie kam aus jedem Munde zugleich, selbst aus den Pflastersteinen. Jemand hatte sie mitgebracht, und alle wiederholten sie mit einem Geföse, welches zum lauten Gedrohne einer Äquinoxtialsturm aufschwoh. In rasenden Sprüngen begannen die Kurse inmitten des schauerhaften Lärmens zu steigen. Vor dem Glockenschlag des Schlußes hatten sie sich um vierzig, um fünfzig Frank erhöht.

Da gab's ein unaussprechliches Sandgemenge, eine jener wirren Schlachten, in denen sich jeder aufrafft, Soldat und Feldherr, um seine Haut zu retten, betäubt, geblendet und ohne klares Bewußtsein der Lage. Von allen Stirnen troff der Schweiß, die unbarmherzige Sonne brannte auf die Stufen und ergoß über die Börse eine flammende Blut.

Als man bei der Abrechnung den Krach zu überblicken vermochte, stellte er sich als unermeßlich heraus. Das Schlachtfeld blieb mit Verwundeten und mit Trümmern bedeckt. Der Baissier Moser war unter den am schwersten Betroffenen.

Pillerault hüfte seine Schwäche schwer, für das einzige Mal, daß er an der Hausse verzweifelt hatte. Maugendre verlor fünfzigtausend Frank, sein erster ansehnlicher Verlust. Die Baronin Sandorff hatte so erhebliche Differenzen zu zahlen, daß es hieß, Delcambre weigere sich diesmal, sie zu berichtigen; sie wurde ganz bleich vor Zorn und Haß beim bloßen Nennen ihres Mannes, des Votschaftsrats, der schon vor Rougon die Depesche in Händen gehabt und ihr nichts davon gesagt hatte.

Aber die leitenden Banken, die jüdischen Banken insbesondere, hatten eine groenhafte Niederlage erlitten, es war eine förmliche Niedermetzlung. Man versicherte, daß Gundermann allein acht Millionen einbüßte. Das verblüffte allgemein; wie kam es, daß er nicht benachrichtigt worden war? Er, der unbestrittene Herr über den Markt, dessen Commis die Minister waren, er, der die Staaten in Abhängigkeitsverhältnis hielt? Ohne Zweifel lag eine jener ungewöhnlichen Konjunkturen vor, welche die großen Zufallschläge herbeiführen. Es war ein unvorhergesehener, einfältiger, außerhalb jeder Begründung und Berechnung liegender Krach.

Bald wurde die Geschichte bekannt; Saccard war jetzt ein großer Mann. Mit einem Zug hatte er fast sämtliches von der Kontermine verlorene Geld eingehemmt. Für seine Person hatte er zwei Millionen eingesteckt, das übrige sollte in die Kassen der Univerfelle fließen oder vielmehr in den Händen des Vorstandes zerschmelzen.

Mit großer Mühe machte er Frau Karoline begreiflich, daß Samelins Anteil an dieser den Juden so reichlich abgenommenen Beute eine Million betrug. Suret selbst, der ja mitgearbeitet, hatte sich aus der Beute ein königliches Stück herausgeschnitten. Die andren, wie Daigremont und der Marquis de Bohain, brauchte man nicht lange zu bitten, alle brachten dem hochbedeutenden Direktor Dankesbezeugungen und Glückwünsche dar.

Ein Herz insbesondere entbrannte in Dankbarkeit für Saccard: Glory hatte zehntausend Frank gewonnen, ein Vermögen, das ausreichte, um mit Chüchü eine kleine Wohnung in der Rue Condorcet zu beziehen und abends mit Gustave Sédille und Germaine Coeur die teuren Restaurants zu besuchen. Bei der Zeitung mußte Jantrou eine Gratifikation erhalten, er war böse, weil man ihm nichts gesagt hatte. Dejoie allein war schwermütig; er trauerte auf ewig darüber, daß er an einem Abend in der Luft den geheimnisvollen Hauch des Glückes vergeblich gespürt hatte.

Dieser erste Triumph Saccards war gleichsam auch ein Aufblühen des Kaiserreichs zu seiner höchsten Herrlichkeit. Er stand im Lichtreife der Regierung und war einer der glorreichen Lichtstrahlen desselben. Am gleichen Abend, da er inmitten der jäh zusammengestürzten Reichtümer groß emporstieg, zu eben der Stunde, da die Börse nur noch ein unheimliches Trümmersfeld war, flaggte und illuminierte ganz Paris wie für einen großen Sieg. Festlichkeiten in den Tuileries, Volksbelustigungen auf den Straßen feierten Napoleon III. als den Gebieter Europas, der so hoch und so groß dastand, daß Kaiser und Könige ihn zum Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten wählten und ihm Provinzen übergaben, damit er zwischen ihnen darüber verfüge.

Zwar hatten in der Kammer einzelne Stimmen Einsprache erhoben, einzelne Unglückspropheten kündeten unklar die schreckliche Zukunft an, Preußens Wachstum infolge von Frankreichs unthätigem Zusehen, Oestreich geschlagen und Italien undankbar. Aber Gelächter und zornige Rufe über-töntten jene ängstlichen Stimmen, und Paris, der Mittelpunkt der Welt, ließ am Tage nach Sadowa alle seine Avenuen und Denkmäler in Freudenfeuern erglühen und achtete noch nichts von den schwarzen und eisigen Nächten, den Nächten ohne Gaslicht, durch welche das röllliche Ausleuchten der Granaten blitzen sollte.

In jenem Abend schlenderte Saccard seines Erfolges voll durch die Straßen, über den Eintrachtsplatz und die Chüchü'schen Felder, über alle Gehwege, an denen Lampions brannten. Fortgetragen von der steigenden Hochflut der Spaziergänger, die Augen von der Tageshelle geblendet, konnte er wägen, die Stadt sei um seinetwillen beleuchtet. War er nicht auch der unerwartete Sieger, derjenige, welcher inmitten der Niederlagen sich erhob?

Ein einziger Verdruß hatte ihm die Freude vergällt, den

Zorn Rougons, der tief ergrimmt Suret hinausgeworfen hatte, als ihm klar wurde, woher der Börsencoup kam. Der große Mann hatte sich also nicht als guten Bruder gezeigt und ihm die Nachricht nicht geschickt? Sollte er diesen hohen Schatz missen — oder sogar den allmächtigen Minister angreifen? Angefichts des Palastes der Ehrenlegion, den ein riesengroßes feuriges Ordenskreuz überragte, welches am dunklen Himmel emporlohte, faßte er diesen kühlen Entschluß für den Tag, an dem er sich fest genug auf den Füßen glaubte. Und berauscht durch das Singen der Menge und das Flattern der Fahnen kehrte er quer durch das flammende Paris nach der Rue Saint-Lazare zurück.

Zwei Monate später, im September, beschloß Saccard, durch seinen Sieg über Sundermann kühn gemacht, der Univerfelle einen neuen Anstoß zu geben.

In der Ende April stattgehabten Generalversammlung wies die vorgelegte Bilanz für das Betriebsjahr 1865 einen Reingewinn von neun Millionen auf, einschließlich der zwanzig Frank Emissionsagio auf jeder der fünfzigtausend neuen Aktien. Das Gründerconto war nunmehr gänzlich getilgt, die Aktionäre hatten ihre fünf und die Mitglieder des Aufsichtsrats ihre zehn Prozent erhalten; zum Reservefonds wurden außer der gesetzlichen Quote von zehn Prozent fünf Millionen geschlagen. Mit der übrigen Million hatte man es erreicht, daß eine Dividende von zehn Frank per Aktie zur Verteilung kam. Das war ein schönes Ergebnis für eine Gesellschaft, die noch nicht zwei Jahre bestand.

Saccard aber ging fieberhaft zu Werk und wandte auf den finanziellen Boden die intensive Bodenbaumethode an, die das Gelände übermäßig erhöht, auf die Gefahr hin, die Ernte zu versengen. So ließ er zunächst durch den Aufsichtsrat, hierauf durch eine außerordentliche Generalversammlung, die am 15. September zusammentrat, eine zweite Kapitalerhöhung bewilligen. Man verdoppelte daselbe abermals und brachte es von fünfzig auf hundert Millionen, indem man hunderttausend neue Aktien schuf, die Stück für Stück ausschließlich den Aktionären vorbehalten blieben. Diesmal aber wurden die Stücke zu sechshundertfünfundsiebzig Frank emittiert, also mit einem Agio von hundertfünfundsiebzig, das in den Reservefonds fließen sollte. Die wachsenden Erfolge, die bereits erzielten guten Geschäfte, vor allem aber die großartigen von der Univerfelle geplanten Unternehmungen wurden als Gründe angerufen, um diese riesige Erhöhung des Schlag auf Schlag verdoppelten Kapitals zu rechtfertigen. Man mußte doch dem Hause eine Bedeutung und eine Festigkeit geben, die den vertretenen Interessen entsprach. Uebrigens traten die Erfolge sofort zu Tage, die Aktien, die seit Monaten an der Börse bei einem mittleren Kurs von siebenhundert- undfünfzig stehen blieben, stiegen binnen drei Tagen auf neunhundert.

Samelin war es nicht möglich gewesen, zur Leitung der außerordentlichen Generalversammlung aus dem Orient zurückzukehren. Er schrieb an seine Schwester einen sorgenvollen Brief, in welchem er seine Befürchtungen über diese Art aussprach, die Univerfelle in rasendem Galopp vorwärts zu treiben. Er dachte sich wohl, daß man beim Notar abermals lügenhafte Angaben gemacht hatte. In der That waren nicht alle neuen Aktien vorchriftsmäßig gezeichnet worden, die Gesellschaft blieb Inhaberin der von den Aktionären zurückgewiesenen Titres, und die nicht geschenehen Einzahlungen waren durch fingierte Buchung auf das Conto Sabatani übertragen worden. Außerdem hatte die Gesellschaft andre Strohmänner, Angestellte der Bank, Aufsichtsratsmitglieder in den Stand gesetzt, sich an ihrer eignen Emission zu beteiligen, so daß sie damals fast dreißigtausend ihrer Aktien in Händen hatte, in einem Gesamtwert von siebzehn und einer halben Million. Abgesehen von ihrer Gesekwidrigkeit konnte die Lage gefahrvoll werden, da durch die Erfahrung bewiesen ist, daß jedes mit den eignen Werten spielende Bankhaus unbedingt verloren ist.

Nichtsdestoweniger schrieb Frau Karoline ihrem Bruder eine fröhliche Antwort und scherzte darüber, daß jetzt er der Zitterer sei und sie, die ehemals Mißtrauische, ihn beruhigen müsse. Sie sagte ihm, daß sie immer noch wache und nichts Verdächtiges bemerke, daß sie im Gegenteil wegen der großen, klaren und logischen Dinge, die sie mit ansehe, von hoher Bewunderung erfüllt sei. In Wahrheit mußte sie natürlich nichts von dem, was man ihr verheimlichte, und für das übrige war sie durch ihre Bewunderung für Saccard geblendet, durch die sympathische Nührung, in welche die Nührigkeit und die Unsicht dieses kleinen Mannes sie versetzten.

Im Dezember wurde der Kurs von tausend Frank über-

schritten. Jetzt geriet angefichts dieses Triumphes der Univerfelle die hohe Bank in Aufregung, jetzt konnte man auf dem Börsenplätze Sundermann mit zerstreuter Miene antreffen, wie er mit seinem Automaten Schritt auf den Konditorladen zung. Seine acht Millionen hatte er ohne ein Wort der Klage bezahlt, ohne daß ein einziger seiner Vertrauten ein Wort des Zornes und des Grolles auf seinen Lippen erhascht hätte. Wenn er sonst verlor, — was selten vorkam, — pflegte er zu sagen, das sei ihm recht geschehen, das würde ihn lehren, weniger leichtsinnig zu sein; dann lächelte man, weil Sundermanns Leichtsinn sich ziemlich schwer vorstellen ließ. Diesmal aber sollte er die harte Lehre nicht verschmerzen. Der Gedanke, daß er von diesem waghalsigen Saccard, von diesem leidenschaftlichen Thoren geschlagen worden war, er, so kaltblütig, er, ein Meister über Dinge und Menschen, dieser Gedanke war ihm sicherlich unerträglich. Deshalb begann er von nun ab, seiner Rache sicher, jenem aufzulauern. Von vornherein hatte er der übertriebenen Vorliebe gegenüber, mit welcher die Univerfelle begrüßt ward, Stellung genommen wie ein Beobachter, der überzeugt ist, daß allzu rasche Erfolge und erlogene Prosperität zu den schlimmsten Katastrophen führen. Indessen war der Kurs vom Tausend noch vernünftig, und er wartete noch, um sich zur Kontermine zu schlagen. Seine Theorie war nämlich, daß man an der Börse die Ereignisse nicht hervorruft, sondern höchstens voraussehen und, wenn sie eingetroffen sind, ausnützen kann. Die Logik allein herrscht, die Wahrheit ist beim Spekulieren wie anderswo eine allmächtige Kraft. Sobald die Kurse übermäßig steigen würden, müßten sie auch zusammenstürzen; dann mußte mit mathematischer Sicherheit die Baïsse eintreten, dann würde er einfach da sein, um die Verwirklichung seiner Berechnungen zu sehen und seinen Gewinn einzusteden. Schon jetzt bestimmte er den Beginn seines Feldzuges beim Kurse von fünfzeshundert. Mit fünfzeshundert begann er Univerfelle zu verkaufen, zuerst nur wenig, bei jedem Termin mehr, alles nach einem zum voraus festgesetzten Plan. Er brauchte kein Konsortium für die Baïsse, er allein genügte. Die vernünftigen Leute mußten die Wahrheit klar empfinden und seinem Spiel sich anschließen. Diese lärmvolle Univerfelle, die den Markt so rasch beschlagnahmte und wie eine Drohung vor der jüdischen großen Bank sich erhob, — er wartete kaltblütig, bis ihr Bau Risse zeigte, um sie mit einem Rucke zu Boden zu werfen.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Der Herr Professor und konservative Wahlkandidat steckte seine Nase durch das Fenster und nahm den folgenden Thatbestand mit ernster Forschermiene wahr: Draußen war es bitterkalt. Die Bäume standen lahl. Kein Halmchen wuchs aus der Erde. Die weite Ebene schien nur eine ungeheure Schutthalde. Bisweilen regnete es mit eifigen Strahlen, die wie Dolche trafen. Bisweilen brauste auch ein Orkan von Eisstücken hernieder. Ueber die Ebene aber schlichen in Lumpen, hungernd und frierend, Menschen dahin, schwere Lasten auf den gebeugten Rücken schleppend, manch einer blieb am Wege liegen und erstarrte, und die Last wölbte sich über ihm zum Grabmal, bis die Raben, die Totengräber, herbeiflogen. Wie aus unendlichen Abgründen klagte ein summes Weinen durch die verödete Welt.

Höchst befriedigt von dem Ergebnis seiner empirischen Forchtung schloß der Herr Professor das Fenster, um das schön gewärmte Zimmer nicht anzukühlen. Dann holte er ein Duzend dicke Bücher und las sie mit hingebendem Eifer, ohne sich Ruhe und Raht zu gönnen. Alles stimmte, alles bestätigte sich, wie er es sich gedacht hatte. Er war seit jeher der Meinung, daß das Ganze ein frecher und dummer Schwindel sei, durchaus widersprechend den Gesetzen der Natur und den Bedingungen der Kultur, eine gefährliche Utopie überdies, bestimmt, die urteilslosen Massen zu verführen, aufzuregen, sie mit ihrem Lose unzufrieden zu machen und sie anzureizen gegen die besseren Elemente der Nation.

Und wie er alles bündig festgestellt hatte, nahm er einen Ballen Papier und schrieb mit beflügelter Feder die ganze Nacht hindurch, teils aus Begeisterung, teils weil der Wind der Landwirte ihm ein besonderes, hohes Honorar in Aussicht gestellt hatte. Er schrieb aber das folgende Flugblatt:

Ostern — eine Agitatorenlüge.

Ein wohlmeinendes Wort der Aufklärung für patriotische Reichstagswähler.

Wer mit nüchternen, unbefangenen und wissenschaftlichen Augen in die Welt sieht, wer sich insbesondere auf dem Gebiete der Geschichte umgesehen hat, der weiß, daß, so lange die Erde besteht, es immer geregnet, immer gehagelt hat, daß die Menschen gefroren und gehungert haben, sich qualvoll mühen mußten, daß der Boden starr

war und keine Blume empor blühte. Mit einem Worte, es hat immer Winter auf Erden geherrscht. Diese Thatsache ist nicht zu bezweifeln. Der Geschichtsforscher kann Jahr für Jahr nachweisen, daß es so gewesen. Kein Jahr ging vorüber, in dem es nicht regnete und hagelte und über die unfruchtbare Erde hungernde und frierende Massen wandten. So war es, so ist es und so wird es sein. Wie könnte es auch anders sein! Ist es doch Gottes Wille, daß, seitdem Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben, die Menschen im Schweiße ihres Angesichts — trotz der niedrigen Temperatur — kein Brot zu essen haben sollen. Wer etwas andres verlangt, der lehnt sich gegen den Willen Gottes auf und versündigt sich an dem Heiligsten, was die Menschen besitzen: der Not, der Wintersnot.

Indessen hat es, so weit wir die Geschichtsquellen verfolgen können, immer gewissenlose Heher und Verführer gegeben, die den betörten Massen vorgaukelten, plötzlich über Nacht könne es Frühling werden, alle Leiden würden versiegen, und in drei Tagen wüchse aus dem Tode selbst die strahlende Auferstehung des Lebens und der Freude.

Glaubt den Elenden nicht, die Euch versichern, daß sich plötzlich durch den Umsturz aller Dinge der naturnotwendige Winter in einen utopistischen Frühling verwandeln könne. Wäre so etwas selbst möglich, so bedeutete das ein Versinken der Menschen in einen groben und gemeinen Materialismus, der jedem Ideale, vornehmlich jedem christlichen Ideale entfremdet ist. Der Beruf eines Christen und Staatsbürgers ist es nicht, das sogenannte Menschenglied zu schaffen, sondern die bestehende Ordnung aufrecht und die nationalen Güter hoch zu halten.

Niemals hat es so etwas wie Frühling gegeben, vor allem niemals etwas wie Ostern, in welchem Begriff sich die ganze Gemeingefährlichkeit des Umsturzwahns verdichtet und entblöht.

Die verderblich solche Träumereien und Heherereien sind, wie sie geeignet sind, die reale Erkenntnis der Dinge zu verdunkeln und zu verwirren, dafür zeugen die phantastischen Spielereien mit Fabelwesen wie den Osterhasen. Man sage nicht, daß solche Erfindungen nur kindliche, harmlose Märchen seien. Nein, es birgt sich in ihnen eine hinterlistige, revolutionäre Tendenz. Diese Osterhasen zaubern aus dem Nichts des Waldes unzählige bunte und süße Schätze, Eier von Zuder, Chokolade, Marzipan. Man rechnet damit, daß schließlich auch der König der Tiere, der Löwe, der bisher sich stolz und machtvoll von blutigem Fleisch nährte, an diesen lederen Dingen Gefallen finden würde. Dann würden seine majestätischen Zähne stoden und ausfallen, so daß er schließlich auch nur ein niedriges Nagetierchen würde, ein gleicher nur im Gewimmel der gemeinen Herde. Die Welt ist aber um der Löwen Willen da, und wer die Löwen durch den Osterhasen verweichlicht und zähmt, der prostituiert die Menschheit. Mit dem süßen Zeug des Frühlings- und Osterglaubens wird das Blut der Erde verwässert. Was wäre das Dasein ohne die Pracht der großen Raubtiere, dieses Subbegriffs wahrer und echter Religiosität!

Ist somit die Idee des plötzlichen Frühlings, die Ostern-Auferstehung, die zwischen Sonnabend und Sonntag den Winter vergißt, unvereinbar mit den geschichtlichen Thatsachen, so ist sie auch naturwissenschaftlich unhaltbar. Gewiß, die Natur entwickelt sich allmählich. Aber das geht nur langsam, Schritt für Schritt. Keine Knospe sprengt in einer Nacht die Hülle. Dazu bedarf es Laufender von Jahren. Die Agitatoren, die Euch vorerzählen, plötzlich werde aus dem Winter Frühling, bezwecken nichts andres, wie Euch gegen den Winter aufzuheben. Nach hundert Jahren sprieht vielleicht ein Blatt auf, und nach weiteren hundert Jahren wieder eines, die Sonnenstrahlen rüden alle Jahrtausende etwas näher, und so wird in ferner, fernere Zeit vielleicht ein ganzer Wald grünen und eine ganze Weide voll goldener Kätzchen hangen, und auch die Vögel werden mit der Zeit lernen, zu singen, einer nach dem andern. Das umerste Gesetz aller Entwicklung ist die Langsamkeit. Und wer Euch das Märchen vorgaukelt, es könne alles auf einmal sich wenden, der ist ein Socialdemokrat, ein Anarchist und zerstört die Grundlagen der menschlichen Ordnung. Natur hält nicht auf einmal Auferstehung, sondern stückweise, in weiten Zeiträumen. Das ist die wahrhaft konservative Ordnung in der irdischen Wirtschaft.

Was würde auch aus der Ordnung der Weltregierung, wenn heute die Erde grün wäre, die gestern schwarz war; wenn tausend Vögel auf einmal zu singen anheben würden und das Land lebendig würde von zahllosen glitzern sprudelnden Bächen und Rinnalen, die eben noch nicht da waren. Mühte das nicht heillos verwirren und das Vertrauen in die Sicherheit und Stetigkeit des autoritativen Systems des Winters für immer erschüttern! Zudem beruht eine weise und gerechte Weltordnung auf dem Ausgleich der Interessen, es ist gewissermaßen die mittlere Linie zu finden zwischen den berechtigten Ansprüchen des tausendjährigen Winters der Geschichte mit dem tausendjährigen Reich des Frühlings, der vielleicht in fernere Zukunft einmal kommen wird. Ist es erlaubt, die uralten Rechte des Winters zu mißachten, mit einem Schlage aufzuheben? Das ist Expropriation, Revolution! Sicherlich, es ist erlaubt und bis zu einem gewissen Grade auch geboten, den Winter, dessen Uebelstände nicht zu langnen, zu reformieren, aber Schritt für Schritt, unter voller Aufrechterhaltung der ewigen Grundlagen, auf denen er beruht. Den Winter aber aufzuheben, das widerspricht aller göttlichen und menschlichen Ordnung, das würde unzähliges Unheil über die Menschheit bringen.

Darum hört nicht den Verführern, die Euch sagen, daß es möglich und herrlich sei, in einer Nacht den Frühling der Ostern-

Auferstehung herborzuzaubern, sondern glaubt vielmehr denen, die das historisch gewordene Recht des Winters mit den berechtigten Bedürfnissen eines langsam aber sicher nahenden maßvollen Reformfrühlings zu vereinigen und zu versöhnen streben.

In dem Sinne wählt mich!

Der professorale Wahlkandidat legte erschöpft die Feder hin. Durch die heruntergelassenen Jalousien leuchtete es purpurn. Die Sonne des Ostermorgens war bereits aufgegangen. Das Gesicht des Mannes reflektierte den roten Glanz grünlich.

Ein sinder Regen war während der Nacht gefallen. Aergerlich über den Anbruch des Tages wollte sich der Professor wenigstens an der erquickenden Kahlheit und Kälte der Natur erlaben. Er zog eine Jalousie empor und legte sich ins Fenster. Aber erschreckt prallte er zurück. Wie ein Wirbelwind von leuchtenden Farben brach es über ihn herein. Die weite Ebene blühte hell. Und unter der Sonne sangen die Vögel.

Das war eine höchst peinliche Störung seiner eben vollendeten Flugskizze. Er hatte den Frühling und die Auferstehung zwingend widerlegt und nun war er da. Einen Augenblick dachte er daran, die Blätter zu zerreißen. Aber nein, das war nicht möglich. Durfte er mit dem Umsturz fraternisieren?

In diesem Augenblick zog ein Trupp lachender und singender Mädchen die Straße entlang, zu frühem Osterpaziergang. Da erkannte der Wahlkandidat, was seine Pflicht war. Er lehnte sich weit hinaus und schrie schrill und gellend:

Hilfe, Mörder — Schußleute, Feuerwehr, Soldaten!

Kleines feuilleton.

tp. Nur für Herrschaften. Herr Sengelmann kam von seinem Vormittagspaziergange im Tiergarten heim. Gemessenen Schrittes, wie Einer, dem kein Zeiger befiehlt, ging er über den Straßendamm, seinem Hauseingange zu. Langsam stieg er die steinernen Stufen empor. Vor dem hohen, mit schmiedeeisernen Arabesken verzierten Portal stand er ein Weilchen, die Hand an dem bronzernen Löwentopf der Portierglocke. Mit andächtiger Miene las er die darüber stehende Schrift, welche in ersten, weißen Buchstaben jedem Unwissenden verkündete, daß dieser Ausgang nur für Herrschaften bestimmt sei. Sengelmann hob den Kopf, sah sich stolz nach der Straße um und zog die Glocke. Er trat ein und nickte mit einem vornehmen Beugen des Hauptes dem aus seiner unterirdischen Klause grühenden Pförtner zu, während der glacebehandelte Zeigefinger der Rechten flüchtig an dem glänzenden Zylinderhute rührte.

Am Fuße der breiten, mit dicken Säulern belegten Treppe blieb Herr Sengelmann abermals ein Weilchen stehen. Auf schwarz-marmornem Schilde war hier noch einmal in goldenen Lettern zu lesen: „Nur für Herrschaften!“

Charakterisieric sich die nur mit einem Punkt geschlossene Aufschrift außerhalb des Portals als eine orientierende Weisung, so bligte hier das Ausrufungszeichen wie eine Drohung dem Wahnhaltigen entgegen, der, ohne dazu legitimiert zu sein, den profanen Fuß auf die Stufen dieser Treppe setzte.

Mit erhöhter Andacht betrachtete Herr Sengelmann das leuchtende Zeichen seiner neuerdings erlangenen Exklusivität. Vor wenigen Wochen erst hatte er endgültig dem Backofen Valet gesagt und sich mit einem wohlgefüllten Eiferen in diese vornehme Gegend, in diesen seinen hausbesitzerlichen Wirkungskreis zurückgezogen. Und so oft er seitdem durch das stolze Portal in das vornehme Hausinnere trat, kam's wie Erfurcht über ihn. Ehrfurcht vor diesem imponierenden Prachtbau, Ehrfurcht vor dessen Besitzer, vor ihm, dem ehemaligen Vädermeister und Bonbonhändler Willibald Sengelmann.

Der also mit heiligen Schauern Erfüllte hatte noch nicht den ersten Treppenabjah erreicht, als ein grelles Läuten der Portierglocke seine Andacht störte. Gleich darauf wurde die Hausthüre aufgestoßen und ein Mann stürzte herein und die Treppe hinauf.

Sengelmann spürte es sofort an der ganzen Art des Benehmens: das da war keine Herrschaft. Und so stellte er sich, dem Ankömmling den Weg versperrend, in Postur und sagte: „Halt!“ Dabei hob er den Arm wie ein Signalmast an der Eisenbahn.

Auch der Portier war aus seiner Kabine herausgestift und rief: „He, Sie da! Wohin?“ „Nanu!“ Der Fremde sah lachend bald den Portier, bald Sengelmann an.

Dem letzteren aber war's gar nicht spaßhaft. Er musterte den Angeströmten mit scharfen Widen: „Hm.“ Ein unrasiertes Gesicht mit dreisten Augen, verschlossene Kleidung, Umgelegtrogen, schäbiger Schlips, verbuckelter Hut ... „hm...“ eine schöne Herrschaft! ... „Wohin?“

„Wer wird'n so neujierrig sein!“ Der Fremde sagte es nicht gerade schüchtern.

„Ja bin der Wirt!“ Sengelmann zitterte schon. „Und id ver-lange von Ihnen ...“

„Jott, nu haben Se sich man nich!“ Der andre war sich seines Verbrochens offenbar nicht bewußt. „Zwee Treppen bei Schindlers ... damit Sie't wissen. Machen Se Platz. Ja hab' keene Zeit. Sonst schnappt mir womöglich wieder 'n anderer die Stellung weg.“

„Ach sol Arbeit suchen Sel können Se nis' lesen? Dei hier is de Herrschaftstreppe!“

„Herrschaftstreppe?“ Der andre sah spöttisch umher. Dann blieb sein Blick auf dem drohenden Gegenüber haften. „Herrje!“ Er trat näher. „Sengelman! Sie sind?“ „Ja habe nich das Verjuzien.“ Der Erkante reservierte sich. „Nanu! Menschenkind! Sie haben uns doch früher immer de Schrippen jebracht.“

Sengelman fuhr zusammen. „Sie sind wohl verrückt?“ „Aee. Aber...“ Der Fremde trat mit teilnehmender Miene näher... „sind Se jedächtniskrank?“ Sengelman sah, wie der Portier verstoßen lächelte. Die Wut stieg in ihm. „Det thut nisch zur Sachel“ schrie er. „Ja sage Jhn' bloß, det Sie uff de Bordtreppe hier nisch zu suchen haben! Sie sind teene Herrschaft.“

„Aee.“ Der andre zog eine komisch verzweifelte Miene. Und als Sengelman von neuem aufbrausen wollte, sagte er mit-leidig: „Mann, rejen Se sich nich uff. Se brauchen sich doch nich zu scheniern, det Se ooch mal jearbeet' haben.“

„Janz ejall.“ Mit Sengelmans Selbstbeherrschung war's vorbei: „Sowat hab' id mir nie erlaubt, als id noch in Jhr'n Stand war! Niemals! Ja wußte, wat sich jehört! Und nu machen Se, det Se runterkommen! Sie jehör'n uff de Hintertreppe!“

„u Augenblick.“ Der Fremde drückte sich blitzschnell an Sengelmann vorbei und stand gleich darauf eine halbe Treppe höher. „Ja lasse Sie von mein'm Portier runterholen!“ Sengelman wollte bestien vor Wut. „Det is Hausfriedensbruch! Ja verklage Sie! Sie Hungerleider!“

„Mahlzeit, Herrschaft!“ Der andre betonte lachend das letzte Wort und verschwand.

Sengelman drohte mit den Fäusten hinauf: „Keenen Sechjer in de Tasche und denn frech uff de Bordtreppe! Lumpenpadasch, verfluchte!“

Er wandte sich zu dem heraufgestiegenen Portier: „Was sagen Se dazu! Der Mensch wohnt uff'n Hoff vier Treppen! Is denn solche Frechheit überhaupt schor mal dajewesen?“

Der Portier schüttelte mißbilligend den Kopf.

Und Sengelmans stolze Figur schien zusammenzuknicken, als er ächzend herauspreßte: „Es giebt kein' Respekt mehr in de Welt, Müller! Kein' Respekt!“

— Der Hund und das Zeiserl. Wie das „Wiener Extrablatt“ berichtet, klagte der städtische Tierarzt Locatin in Wien gegen die Hauptmannswitwe Stadler auf Zahlung von 1444 Kr. Frau Stadler hat dem Kläger aus Freundschaft Beträge bis zu 6000 Kr. geliehen. Nach Jahr und Tag brauchte sie ihr Geld und verklagte den Tierarzt, der auch zur Zahlung verurteilt wurde. Daraufhin klagte der Tierarzt und präsentierte folgende Rechnung:

| | |
|-----------------------------------|-------------|
| 204 Ordinationen a 6 Kronen . . . | 1224 Kronen |
| 9 Operationen a 10 „ . . . | 90 „ |
| 6 Sektionen a 20 „ . . . | 120 „ |
| 1 Parere für den Hund . . . | 10 „ |
| Summa 1444 Kronen. | |

Der Vertreter der Beklagten hob hervor, daß Herr Locatin, als er eingeklagt wurde, nie eine Gegenforderung geltend machte und auch nachträglich um weitere Darlehen ersuchte, anstatt sein Guthaben zu begehren, er habe also selbst nicht geglaubt, ein solches zu besitzen und sei erst nachträglich auf die Idee gekommen, für die Behandlung der Tiere so viel zu beanspruchen. Diese Behandlung sei aus Dankbarkeit für die Darlehen geschehen und außerdem habe ihm Frau Stadler für seine Mühe 200 Kr. als Weihnachtsgeschenk übergeben.

Kläger: „200 Kronen ist doch keine Zahlung für solche Leistungen. Ich bekomme oft 25 Kronen für eine Visite!“

Vorsitzender: „Das ist vielleicht Affektionspreis, wir können nur mit „angemessenem Lohn“ rechnen.“

Kläger: „Das ist auch angemessen, ich habe besondere Kunst anwenden müssen, besonders bei den Operationen am Zeiserl.“

Anwalt: „Ich war Konkursmassenverwalter des Wiener Tiergartens und habe für die größten Kamele und für Elefanten nur 2 Kr. per Visite bezahlt!“

Klagevertreter: „Ein Zeisig ist kein Elefant, Herr Doktor!“ (Heiterkeit.)

Anwalt: „Das weiß ich!“

Kläger: „Ein Zeiserl ist ein so zartes Tier, daß es beim Indiehändeln schon leicht hin wird! Und dann die Plage mit dem Hund!“

Vorsitzender: „Meine Herren! Ich würde einen Ausgleich empfehlen, sonst kommen Hund und Zeiserl immer teurer!“

Die Unterhandlungen scheitern, und es werden mehrere Zeugen darüber vernommen, wie oft und unter welchen Umständen der Kläger den Tieren der Frau Stadler Beistand leistete. Dann beschließt der Senat die Vertagung zur Beiziehung von Sachverständigen über die Angemessenheit des Honorars für tierärztliche Visiten, Sektionen und fürs Hundeparere. Abermals betont der Vorsitzende, daß Hund und Zeiserl noch teurer zu stehen kommen und es wird neuerdings unterhandelt. Endlich kommt thatsächlich ein Vergleich zu stande, wonach Frau Stadler anstatt 1444 Kr. nur 350 Kr. bezahlt, und Herr Locatin die Klage zurückzieht. —

es. Skopzen-Ansiedelungen. Ein Berichterstatter des „Sibirischen Boten“ entwirft von zwei Skopzen-dörfern, die etwa zehn Meilen von Jekutsk am Ufer der Maraha liegen, ein bei aller

Schilderung materiellen Wohlstandes doch unendlich freies Bild. In beiden Dörfern leben ungefähr 400 Skopzen, die reichlich Land besitzen. Die Nähe der Stadt, der gute Ackerboden und die Billigkeit der Arbeitskräfte, aber auch ihre reichen Vorräte und die Unterstützung der „Brüderchen“ und „Schwesterchen“ in Rußland haben den Skopzen die Möglichkeit gegeben, ihre beiden Dörfer, Groß- und Klein-Maraha, zu den stattlichsten Ortschaften des Jekutskischen Gebietes zu machen. Selbst in der Stadt sieht man selten so hübsche, hohe und neue Häuser; aufs sauberste gehalten, mit großen Fenstern, festen Säulen und Glasveranden. Trotzdem machen die Dörfer einen trüben, traurigen Eindruck, ja das schmutzige Neuzere macht die herrschende Totenstille in den kinderlosen Ortschaften doppelt fühlbar. Häufig sieht man keine lebende Seele im ganzen Dorfe, und das unaufhörliche Gelläuf der Kettenhunde tönt aus den Höfen, und ab und zu erscheint eine Frau in weisem Kopftuch am Fenster, um nachzusehen, wen der Hund angebellt hat. Meistens leben in einem Hause zwei Skopzenpaare, mitunter auch drei, die alle gleichberechtigt sind. Jeder hat sein Testament gemacht, in dem er sein bewegliches und unbewegliches Eigentum dieser „Familie“ hinterläßt. Durch diese Art der Kapitalansammlung erklärt sich auch der wachsende Reichtum der Leute. Mit dem Tode der Alten treten „Novizen“ in die Familie. Ihrem Neuzeren nach machen die Skopzen einen abstoßenden Eindruck; ihr Gesicht ist aufgedunsen, bleich und runzlig, die Muskeln schwach, der Bauch hervortretend, der Gang schmerzlich, häufig leiden sie an Asthma und zu alledem kommt die dünne, kreischende Weiberstimme. Es ist kein Wunder, daß niemand die Skopzen lieb hat; sie lieben sich auch untereinander nicht. Von den eingeborenen Japuten werden sie verachtet. Hier gefestigt sich noch der Haß des Skopzen gegen seinen Bedrücker. Mit dem Ausdruck Skopze bezeichnet man in der Umgangssprache einen Menschen, dessen Charakter sich aus Hitzigkeit, Feigheit und frömmelnder Hinterlist zusammensetzt. Die Skopzen wissen es, daß sie keine Freunde haben, und sind deshalb sehr mißtrauisch und von äußerster Vorsicht. Hohe Zäune, starke Thore und Schloßer und böse Hunde, die an langen Ketten über den ganzen Hof laufen können, schützen ihre Häuser, in denen sie stets geladene Waffen bereit haben. Ihre Fahrten machen sie immer am hellen Tage und nur in größerer Gesellschaft. Ueber ihrem ganzen Thun und Treiben liegt etwas Lichtscheues. —

Humoristisches.

— Ein ärglicher Patient. Arzt: „... Da Ihr Leiden ein kompliziertes ist und die Diagnose besondere Schwierigkeiten bietet, möchte ich noch zwei Kollegen zu einem Colloquium zuziehen!“

Patient: „So? ... Dann darf ich mir, Herr Doktor, wohl aber auch einen Verteidiger bestellen?“

— Rivalität. Doktor: „... Sie haben Ihren alten treuen Diener entlassen, Herr Professor? ... Ja, warum denn?“

Meteorologe: „Der Mensch war rheumatisch und hat das Wetter jedesmal aus seinen Knochen prophezeit! ... Wo bleib' ich denn da mit meiner Wissenschaft?“

— Auf der Spur. „Warum schnuppern denn heute die Polizisten mit ihren Nasen so hoch in der Luft herum?“
„Die recherchieren nach einem gestohlenen Automobill.“
(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Die dreizehnte Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins findet am 1. und 2. Juni in Breslau statt. Vorträge halten u. a. Dr. Behagel-Giesen über „Ein Reichsamt für deutsche Sprache“ und Professor Dr. Felix Dahn-Breslau über „Die ersten Fremdwörter im Germanischen“. —
— Paul Heyfes „Maria von Magdala“ fand im Lübecker Stadttheater bei ausverkauftem Hause stürmischen Beifall. —

— Rudolf Lothars Komödie „Die Königin von Cypern“ ist vom Münchener Hoftheater und dem Deutschen Schauspielhause in Hamburg zur Auf-führung angenommen worden. —

— In Oberammergau wird im Sommer 1905 das Gegen-stück des Passionsspiels „Die Kreuzeschule“ gespielt werden. —

— Die Luzerner Naturforschende Gesellschaft errichtet auf der Rigi-Scheideck und auf Pilatus-Kulm alpine Gärten. —

— Kränkelnde Topfpflanzen werden gewöhnlich vom Pfleger dadurch zu retten gesucht, daß er sie in frische, nahrhafte Erde setzt oder aber die Nährkraft der alten Erde dadurch zu unter-stützen denkt, daß er düngt. Das ist aber das allerverkehrteste, was man in diesem Falle thun kann; denn die kranke Pflanze ist gar nicht im stande, die dargebotene Nahrung aufzunehmen: sie kränkelt, weil die Wurzelspitzen abgestorben sind und nun die Pflanze keine Nahrung aufnehmen kann. Richtig handelt derjenige, welcher die Pflanze austopft, die Wurzeln bis auf das Gefunde abschneidet und nun die Pflanze wieder in einen sauberen kleineren Topf (wie ihn die Pflanze bisher hatte) mit recht sandiger Erde setzt. Nur dort kann sich die Pflanze erholen und frische Wurzeln treiben, worauf sie wieder in nahrhaftere Erde gebracht wird. —
(„Verthum.“)